

Von Jürgen Springer

# Die Blaue Kirche mit den Blue Notes

Jazz als religiöse Musik hat im Amerika der schwarzen Bevölkerung Tradition. Doch auch hierzulande sehen Musiker ihre Stücke als Ausdruck von Glaube und Spiritualität. Wenn Jazz in Kirchen gespielt wird, erhoffen sich manche auch einen Anstoß zur liturgischen Erneuerung.

Jazz in Kirchen – das ist beileibe keine neue Entwicklung. Mancher erinnert sich noch gut an das „Play Bach Trio“ des französischen Pianisten Jacques Loussier, der in den siebziger Jahren mit seinen Improvisationen von Bach-Kantaten oder Orgelstücken in sakralen Bauten großes Interesse fand. Loussier ist mit seinen über achtzig Jahren immer noch in Sachen Bach mit Jazz unterwegs. Damit verbunden sind auch Zweifel und heftige Kritik, etwa dass man die musikalische Hochkultur eines Johann Sebastian Bach nicht einfach in die „tiefe Ebene“ von Piano, Schlagzeug und Kontrabass überführen dürfe. Puristen beschimpften Loussier damals als „Verfälscher“. Seine fünf Play-Bach-Alben wurden trotzdem von einem Millionenpublikum gehört.

Heute hat Jazz in Europas Kirchen den Nimbus des Elitären oder Ungelegenen verloren. In die Suchmaschine eingegeben, gibt Google beim Schlagwort „Jazz und Kirche“ mehr als eine Million Treffer an. Die Katholische Nachrichten-Agentur hat neulich von einer Jazz-Initiative im Londoner Stadtteil Clapton berichtet. Dort füllt sich einmal im Monat die anglikanische Pfarrkirche Saint James the Great mit 400 vorwiegend jungen Leuten. „Rappellvoll“ sei der Sakralbau dann. Das Projekt „Church of Sound“ (Kirche des Klanges) präsentiert junge Jazz-Bands, die im Kirchenraum eine besonders anziehende Atmosphäre erkennen, um so mit musikalischen Improvisationen das Publikum zu begeistern. „Man könnte sie als typische Hipster des Londoner Ostens beschreiben und sieht dementsprechend viele Hornbrillen, Bärte und Kopfbedeckungen verschiedenster Art... Lil und ihr Freund Jack sind beide Mitte zwanzig und zum zweiten Mal hier. Sie finden es ‚einfach cool, gute Musik an einem ungewöhnlichen Ort‘ zu hö-

ren. ‚Die Stimmung ist anders als in einem Club, irgendwie erhaben‘, sagt Jack. Die Besucher nehmen auf den Kirchenbänken Platz, unter denen noch die Kniekissen liegen. Dann geht es los, und schon nach dem ersten Stück jubelt das Publikum.“

Beim „Festival Europäische Kirchenmusik“ in Schwäbisch Gmünd, das jedes Jahr tausende Musikbegeisterte auf die Ostalb lockt, hatte man erstmals zu einer Jazz-Nacht in der Augustinuskirche geladen – mit großer Resonanz. Einer der Musiker, die dort am Saxofon auftraten, war der Komponist und Universitätslehrer Uwe Steinmetz.

## Neue Klangräume

Der 1976 geborene Instrumentalist ist fest davon überzeugt, dass Kirche und Kirche einander inspirieren können, ja dass sie in einem Verhältnis stehen, aus dem sich „neue sinnliche, liturgische Klangräume“ ergeben. In dem anregenden Band „Jazz und Kirche“ (Leipzig 2016) hat er das komplexe Verhältnis beider Wirklichkeiten analysiert.

Steinmetz geht auf die Kultur des Hörens ein, was für die (Jazz-)Musik wie auch fürs religiöse Leben eine zentrale Rolle spielt. Dazu zitiert er den Erziehungswissenschaftler Jörg Zirfas: „Die Sinne machen Sinn, indem sie die Künste entwi-

ckeln, und die Künste machen Sinn, indem sie die Sinne bilden. Erst im Wechselspiel von Sinnen und Künsten wird die Welt in einer besonderen Weise sichtbar, hörbar, riechbar, schmeckbar, tastbar, darstellbar usw. Es sollte darauf hingewiesen werden, dass die Nachsilbe ‚bar‘ mit dem ‚Gebären‘ verwandt ist.“

Uwe Steinmetz geht dementsprechend davon aus, dass Musik einen Klangraum der Sinne gebiert. Zum Hören der Musik gesellt sich ein Verstehen, das über die rationale Ebene von Klang und Worten hinausgeht. Emotionen werden geweckt oder erinnert, prägende Erlebnisse und Glaubenserfahrungen fließen mit ein. Hirnforscher sprechen von einem „stillen Wissen“, das betroffen ist und sozusagen mitschwingt. Steinmetz: „Im musikalischen Bereich formt dies überwiegend intuitiv den musikalischen Ausdruck. Besonders deutlich wird dies in der Jazzimprovisation, in der für die Musizierenden oftmals keine Möglichkeit besteht, kompositorisch rational zu denken und vorzusuplanen. In der liturgischen Praxis kann es das freie Predigen, Beten und Nacherzählen von biblischen Texten betreffen.“

Die Oxford-Professorin Carol Harrison, die einen Lehrstuhl für alte Kirchengeschichte innehat, hat in ihrem Buch „The

Art of Listening in the Early Church“ (2013, nicht auf Deutsch) aufgezeigt, wie der Prozess des verstehenden Hörens das Wissen, den Glauben und die kulturelle Identität formt. Ausgehend von den Predigten des Augustinus, untersuchte sie die Kultur des Sprechens beim Verkündigen. Die liturgische Praxis der alten Kirche lebte, so Harrison, nicht vom Lesen oder Ablesen von Texten und deren rationaler Analyse, sondern vom begeisterten Vortrag und Hören.

Untersuchungen des amerikanischen Hirnforschers Charles Limb unter Jazz-Musikern haben ergeben, dass in der westlichen Kultur die rechte, kreative und emotionale Seite des menschlichen Gehirns mehr und mehr an Bedeutung verliert zugunsten der linken Gehirnhälfte, die unter anderem für die analytisch-rationale Sichtweise steht. Interessant ist, dass Limb belegen konnte, wie Jazzimprovisationen dieses Auseinanderdriften der Hirnfunktionen verhindern, ja dass im Jazz-Spiel das rationale Element zugunsten der musikalischen Kreativität weniger wichtig wird. Dies wirkt sich auf das Kurzzeitgedächtnis aus.

## Kultur des Hörens

Für Uwe Steinmetz ist es ein bekanntes Phänomen, dass sich Jazzmusiker nicht erinnern können, was sie genau bei einer Improvisation gespielt haben – obwohl ein geübter Musiker sehr wohl in der Lage →

## ZITAT DER WOCHE

„Ich weiß nicht, was passiert, wenn die Maschinen eines Tages schlauer sind als wir. Es kann sein, dass der westlichen Welt eine große Wiederkehr der Religion bevorsteht, weil sich die Menschen von ihr Antworten auf all diese Fragen erhoffen, von denen wir überfordert sind.“

James Cameron (Regisseur; im „Spiegel“)

## Blue Notes ...

→ ist, eine Ordnung im musikalischen Spiel zu erkennen und dieses kreativ zu steuern. Aus hirnpfysiologischer Sicht ist das Erleben von Musik – das aktive Spielen wie auch das aktive Zuhören – eine Möglichkeit, in ein Erlebnis hineinzukommen, das als einmalig erlebt wird: der Klangraum des „Anderen“.

Der Jazz-Pianist Tord Gustavsen, der mit der deutsch-afghanischen Sängerin Simin Tander ein Album norwegischer Kirchenlieder aufgenommen hat, bestätigt diese besondere Kultur des Hörens. Dem „Deutschlandfunk“ sagte er: „Wir versuchen, die alten Texte aus dem Gefängnis einer strengen protestantischen Theologie zu befreien, ohne die Schönheit dieser Tradition zu vergessen. Wir haben darum etwas getan, das etwas merkwürdig erscheint: Wir haben die alten norwegischen Lieder in die afghanische Sprache Paschtu übersetzt. Für mich ist das Ergebnis von stimulierender Dualität: Ich höre die mir bekannten Themen mit dem mysteriösen Klang einer fremden Sprache.“ Diese Improvisationen seien für ihn eine Art musikalisches Glaubensbekenntnis.

Raphael D. Thöne ist Hochschuldirektor für Jazz, Komponist und Dirigent. Der in Hannover lehrende Musiker hat in „Jazz und Kirche“ die religiöse Bedeutung des Jazz herausgestellt. Dazu hat er zwei herausragende Beispiele religiös motivierter Kompositionen analysiert: Duke Ellingtons „First Sacred Concert“ (Erstes heiliges Konzert) von 1965 sowie Dave Brubecks Messe-Vertonung „To Hope! A Celebration“ (An die Hoffnung! Ein Feiern) von 1979. Beide Stücke stammen von tiefreligiösen Christen. Im Fall von Brubeck lag

die Hinwendung zur katholischen Kirche gerade erst hinter ihm. Er war in einem agnostischen Haus aufgewachsen. Ellington wiederum war kein Kirchgänger, sagte aber, die „Sacred Concerts“ seien „das Wichtigste, das ich jemals geschaffen habe“. Im Stück selber gibt es ein Rezitativ: „Am Anfang Gott... Kein Himmel, keine Erde, kein Nichts. Am Anfang, am Anfang, am Anfang Gott.“

## Jazz und Transzendenz

Thöne räumt ein, dass Jazz, für sich gesehen, genauso nichtreligiös sei wie jede andere Musik. Es gebe bei der musikwissenschaftlichen Beurteilung „zuvörderst“ darum, die innere Einstellung des Komponisten, seine Motive anzuschauen. Die Jazz-Stücke seien eine Einladung an die Zuhörenden, und das musikalische Ergebnis könne religiös anregen – oder auch nicht. Thöne sieht eine Art Zwiegespräch zwischen der Musik-Kunst und den Zuhörern, vergleichbar dem Geschehen des Betens. „Ich muss als Betender wie als Jazz-Improvisator im Moment des Gebets oder der Improvisation eine Entscheidung treffen: Was will ich im Zwiegespräch mit Gott beziehungsweise den Zuhörern unterstreichen, was lasse ich weg, was ist der tiefere Grund, der dazu nötig, mich im Gebet oder im Solo zu öffnen?“

Kann Jazz also hin zur Transzendenz öffnen? Zumindest denken manche darüber nach, zeitgenössische populäre Musik stärker in den Kirchen zu verankern. So wurde im Mai die Evangelische Popakademie in Witten gegründet, wo sich ein Studiengang „Kirchenmusik populär“ belegen lässt. Im Bistum Essen haben zwei „Pop-Kantoren“ ihre Tätigkeit begonnen. Markus Galla und Chris Hees begleiten Pfarreien oder Bands, die Interesse an populärer Gottesdienstmu-

sik haben. Die zwei Musiker sind bis Ende des Jahres ausgebucht.

In Zürich gibt es das Netzwerk „Blue Church“. Ausgehend von der Reformierten Kirche will man die Innovationen der Jazz-Musik in die Kirchen bringen. Der Titel „Blue Church“, blaue Kirche, spielt an auf die sogenannten *Blue Notes*. Darunter verstehen Musiker die Übertragung des Blues-Gesangs der amerikanischen Gospel-Bewegung ins Instrumentenspiel. Laut Uwe Steinmetz war der Trompeter und Sänger Louis Armstrong der Erste, der sie bei seinen Aufnahmen ab Mitte der Zwanzigerjahre genutzt hat. „Er hat in einem Dur-Akkord plötzlich eine Moll-Terz gespielt und so eine bewusste Dissonanz erzeugt. Er wollte, dass die Musik vokaler klingt.“ Anders gesagt: Ein Akkord, der erklingt, wird infrage gestellt. Solche *Blue Notes* schaffen eine gewisse Schwere; nicht jede Melodie wird in Harmonie aufgelöst. Dieser Effekt lässt sich auch religiös deuten: „Es geht nicht um die Schwere, die einen niederschlägt und zu Boden zieht, sondern um eine Schwerkraft, die erdet und Heimat gibt.“ Zum Himmel könne man doch erst dann ein tieferes Verhältnis entwickeln, wenn der Mensch einen Standpunkt auf der Erde habe, so Steinmetz im evangelischen Magazin „Zeitzeichen“. Auf blauen Tönen Richtung Himmel schauen – so lasse sich diese Transzendenz-Sehnsucht beschreiben.

„Blue Church“ bietet Jazzgottesdienste mit Abendmahl und Jam Session, also einer spontanen musikalischen Improvisation im Anschluss an die religiöse Feier, an. Zuletzt hatte man in einem „Festival für Jazz und Kirche“ in Dresden und Leipzig mehr als hundert Musiker und Sänger aus neun Ländern versammelt. Lassen sich mit solchen Projekten wieder Menschen in die Kirchen locken, die am Glauben inte-

ressiert sind? Auf der Internetseite [www.theologiestudierende.de](http://www.theologiestudierende.de), die von evangelischen Studenten betrieben wird, hat der Autor Toni Schmidt sich eher skeptisch zu dieser Frage geäußert. Seine Bilanz: Neue Musik im Gottesdienst spreche zwar wünschenswert für Menschen an, die bisher der Liturgie ferngeblieben sind. Doch sei es schwer, Lieder und Songs zu finden, die alle im Gottesdienst schätzen. Zudem fühlt sich nicht jede Person von Jazz angetan. Und die Suche nach qualifizierten Musikern, die Jazz wirklich beherrschen, dürfte ebenfalls ein Problem sein. Zu ergänzen wäre: Mit einer neuen Musik ist der Mensch noch nicht fähig für die Liturgie, selbst wenn diese sich ändern sollte.

## Mit Dissonanzen umgehen

Einer der Mitbegründer von „Blue Church“, der reformierte Pfarrer und Germanist Matthias Krieg, hält dem entgegen (in dem Buch „Jazz und Kirche“): Die Christen seien institutionell „gewiss an einem Wendepunkt“. Er plädiert dafür, die sogenannte „Blaue Religion“, also das, was die Menschen innerlich religiös beschäftigt, den Sinn und Geschmack für das Unendliche im Gebrochene, nicht vorschnell beiseitezuschieben. Es sei eine Religiosität des Übergangs, der Passage, städtisches Nomadentum. Die Blaue Kirche mit den *Blue Notes* steht für Emotionalität. „Die zwar unsichtbare, aber unüberhörbare Note hält Brüche offen, statt sie zu verkleistern oder aufzuheben, wahrt den evangelischen Auftrag, mit Brechungen umzugehen, auch wenn viele von der Kirche das Harmonisieren erwarten. Das Unsagbare zu sagen, war und ist und bleibt die Mission der Kirche. Das Ungesagte ausdrücken, Stimme derer sein, denen Worte oder Zungen fehlen.“ ←